

Vorbemerkung: Es kann sein, dass der folgende Text HEUTE, im Jahr 2013, etwas aus der Zeit gefallen zu sein scheint. Gleichwohl hat mich zumindest eine kritische Leserin des Textes dazu ermuntert, den Text, der einmal als Vortrag gedacht war, anlässlich der Buchmesse 2013, die BRASILIEN als Gastland hat, auf **schwarz-auf-weiss** zu veröffentlichen.

Der Text beschäftigt sich mit brasilianischer bzw. lateinamerikanischer Literatur, die in den späten 1980iger und frühen 1990iger Jahre ins Deutsche übersetzt wurde und bei vielen Lesern eine Art „Rausch“ auslöste, denn diese Literatur war auf eine bestimmte Art und Weise vital. Und sie beschäftigte sich mit den großen literarischen Themen Liebe, Tod, Gewalt, Macht, Gleichgültigkeit oder Freiheit und bot auch einen Kontrast zur zeitgenössischen deutschen Literatur, die mit sich selbst befasst schien.

Vielleicht sind es diese Texte auch heute noch wert (wieder) gelesen zu werden.



Betrachtungen über lateinamerikanische Literatur

I.

Fast jeder kennt die Namen der hierzulande bekanntesten Autoren Südamerikas. Namen wie Gabriel Garcia Márquez, Carlos Fuentes, Vargas Llosa, Pablo Neruda, Jorge Amado und Isabel Allende sind literarische Botschafter Südamerikas.

Aber nicht nur die Lyrik und Prosa dieser Autoren ist lesens- und betrachtenswert. Auch die weniger bekannten und zuweilen im Abseits erscheinenden Autoren lohnen die Mühen einer entdeckenden Lektüre.

Intention dieser Betrachtungen ist, die vielleicht weniger bekannten vorzustellen und neben den etablierten zu Wort kommen zu lassen. Deshalb werden auch größere Passagen aus den hier vorgestellten Werken übernommen, wodurch ein Querschnitt durch die lateinamerikanische Literatur gelegt wird, wobei das Auswahlprinzip in der persönlichen Vorliebe des Verfassers zu finden und durch ein Thema, nämlich das der Gewalt, in der südamerikanischen Literatur bedingt ist.

Wenn nach Adorno "Das Übermaß an realem Leiden () kein Vergessen (duldet)" [Noten zur Literatur, S.423] und wenn ferner das Erzählen ein Erinnern ist, dann erinnert uns auch Literatur an die realen Leiden der Menschen. Die Rede wird sein von bestimmten Gedichten und Romanen der lateinamerikanischen Literatur, die die Gewalt und damit das Leid(en) von Menschen thematisieren, an denen Gewalt verübt wird, denen Gewalt "angetan" wird, die der Gewalt (hilflos) ausgesetzt und ausgeliefert sind.

Das Engagement dieser Kunst besteht darin, daß sie sich auf Heterogenes bezieht und ein >>Gegenwort<< spricht gegen inhumane gesellschaftliche Verhältnisse.

Es kann vorausgeschickt werden, daß das Interesse an dieser Literatur auf seiten der Leser auch durch die epische Kraft des Erzählens bedingt ist; denn nach Walter Benjamin gilt: Erzählung ist die älteste Form der Mitteilung. Sie legt es nicht darauf an, das pure An-sich des Geschehens zu übermitteln (wie die kalte Information das tut); sie senkt es dem Leben des Berichtenden ein, um es als Erfahrung den Hörern (und Lesern) mitzugeben.

Der Leser nun, der sich in die fiktiven und (dennoch) wirklichkeitsdurchtränkten Welten südamerikanischer Provenienz begibt, erschließt sich einen unbekanntem - nicht nur literarischen - Kontinent.

Das Sprechen über südamerikanische Literatur und ihre Inhalte ist nicht nur geleitet von der Suche nach dem literarischen Abenteuer, der gleichermaßen realistischen wie epischen

Erzählung, sondern ist bedingt durch die Notwendigkeit einem, wenn nicht dem Thema dieser Literatur eine, wenn auch vorhandene, so doch größere Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Rede ist von *Gewalt*.

Die sozialen Probleme, die das Leben auf diesem Kontinent bestimmen, sind sicher prägend - auch und gerade für die Literatur - und lassen sich in den literarischen Darstellungen der sozialen Wirklichkeit finden. Einschneidender aber scheint die Allgegenwärtigkeit der Gewalt zu sein. Eine Gewalt, die immer vorhanden ist, von der man nie weiß, wie und wann man von ihr ergriffen wird; eine Gewalt, die Angst erzeugt; eine Gewalt, mit der die Menschen zu leben gezwungen sind. Gewalt steht im Zentrum dieser Literatur. Durch dieses Zentrum wirkt die Literatur, - die politisch motiviert, d.h. auf Veränderung der scheinbar zementierten politischen Verhältnisse und Herrschaftsstrukturen aus ist -, sozial- und gesellschaftskritisch. Sie bleibt aber glaubwürdig, weil sie sich nicht der Klischees und dem Dogmatismus des sozialistischen Realismus unterordnet.

Die herrschende Gewalt wird an so scheinbar belanglosen Begebenheiten wie der Zwangsräumung einer Wohnung verdeutlicht. Eine alte Frau verliert ihre Wohnung, muß fortan auf der Straße leben.

Aus diesem Vorgang macht O.R.Castillo ein Gedicht, das uns mit unserer Gleichgültigkeit gegenüber diesem von den "Richter(n) der Reichen" legitimierten Tun konfrontiert. Schlimmer als die Zwangsräumung selbst ist die *Gewohnheit*, mit der wir auf solche Situationen reagieren. Gewöhnlich nämlich stehen wir einer Situation wie dieser sowohl hilflos als auch *gleichgültig* gegenüber; wie wissen nicht, wie wir helfen könnten und machen deshalb nichts, nicht einmal ein Gedicht. Die *gleichgültige Haltung* ist die des geflissentlichen Wegschauens und Verschweigens, nicht die des Hinsehens und Benennens des Unrechts.

Die Macht der Gewalt wird gestützt durch die Gleichgültigkeit, mit der wir ihr begegnen. Das Unrecht, an das man sich gewöhnt hat, wird zur Normalität.

Dossier eines Unrechts

"Seit einigen Tagen sind die persönlichen Habseligkeiten von Frau Damiana Murcia verwitwete García, 77, dem Regen ausgesetzt. Frau Damiana Murcia, verwitwete García, wurde aus ihrer Behausung in der 15.Straße C, zwischen der 3. und 4. Avenida, Zone 1, geworfen."

(Rundfunksendung "Diario Minuto", Frühausgabe vom 10.6.1964)

Vielleicht kannst du es dir nicht vorstellen,
aber hier,
erträgt
eine alte Frau,
Damiana Murcia, verwitwete García,
Asche von 77 Jahren,
zusammen mit ihren
zerschlagenen, schmutzigen, alten Möbeln
auf der Krümmung ihres Rückens
all das verdammte
Unrecht
meines und deines Systems.
Weil sie arm ist,
ordneten die Richter der Reichen
die Zwangsräumung an.
Vielleicht kennst du
dieses Wort gar nicht.
So vornehm
in die Welt, in der du lebst.
Nach und nach
verlieren da
die bitteren Worte
ihre Grausamkeit.
Und jeden Tag
erscheinen wie der Morgen
neue Vokabeln
allesamt voller Liebe
und Zärtlichkeit für den Menschen.
Zwangsräumung,
wie soll ich dir das erklären?
Weißt du, hier,
wenn
du die Miete nicht bezahlen kannst,
kommen die Behörden der Reichen
und werfen dich
mit deinen ganzen Sachen
auf die Straße.
Und du verlierst dein Dach
für die Höhe der Träume.
Das bedeutet das Wort
Zwangsräumung: Einsamkeit
offen zum Himmel, zum richtenden

mit seinem Hungerlohn
seinem in Archiven
verriegelten Leben
paßt nicht ins Gedicht.
Wie auch ins Gedicht nicht
der Arbeiter paßt
der seinen Tag aus Stahl
und Kohle in düsteren Werkstätten
schmürgelt

- denn das Gedicht, meine Herren,
ist geschlossen:
"Keine Plätze frei"
Nur ins Gedicht paßt
der Mensch ohne Magen
die Frau aus Wolken
die Frucht ohne Preis

Das Gedicht, meine Herren,
stinkt nicht
und riecht nicht.

(Ferreira Gullar, Schmutziges Gedicht, S.202f.(Nachwort))

Hier handelt es sich um ein Gedicht, in dem thematisiert wird, was normalerweise - in Gedichten - nicht zur Sprache kommt. Das herkömmliche Gedicht hat etwas Schönes, nach den Regeln der Ästhetik geformtes und genormtes zu sein. Es ist verriegelt gegenüber der Realität, ist steril, läßt das Leben nicht in sich hinein. Dies ist der Vorwurf dieses Gedichts an die Adresse des Gedichtes der Künstlichkeit.

Platz ist nur für die Kunst, für eine Ästhetik der Form, für künstliche Harmonie. Wenn >keine Plätze< für das Leben in den formalistischen und gekünstelten Gebilden >frei< sind, dann muß sich die Lyrik die besetzten Stellen zurückholen. Diese Rückgewinnung ist allein schon deshalb nötig, damit der Anspruch des Gedichts, weiterhin Welt darstellen zu können oder >Welt zu sein<, nicht verloren geht.

Schönheit wird dem abgerungen, was der Fall ist. Aber kann von >Schönheit< des Faktischen überhaupt noch die Rede sein? Wie kann die Darstellung einer un-schönen Welt schön sein? Wie kann man angesichts des unschönen Zustandes der Welt von der Literatur verlangen, gleichermaßen schön und wahr zu sein? Diese Fragen provozieren. Die Gegenthese, daß gerade das Schöne den Wunsch nach einer besseren Realität offenhält, ist nicht weit.

Aber für die in Rede stehende Literatur gilt, daß über das, was nicht der Fall ist, lieber geschwiegen werden soll und was der Fall ist, ist meist nicht schön. Die Poetik der

lateinamerikanischen Literatur stellt Realität dar: Es wird nicht und nichts mehr beschönigt. Die nackten Tatsachen ergeben die Aussage, Schamhaftigkeit ist fehl am Platz. Die Welt ist es wert in all ihren Zuständen, insbesondere den beklagenswerten, im Gedicht festgehalten zu werden. Das Gedicht bringt Leid zur Sprache; ein Leiden an der Realität, für die es nicht wünschenswert erscheint, daß das Gedicht sich mit Leid befasst. Für bestimmte >Herren< gehören allzuoft bestimmte Themen nicht in ein Gedicht. Eben diese Herren sind es, die darauf aus sind, daß das reale Leid vergessen und verdrängt wird, damit sie sich in ihren Positionen halten können. Der Dichter aber weiß, daß >das Leid kein Vergessen erduldet<. Das Leid ist durch Gewalt verursacht; der Erinnerung daran bedarf es. Diese Erkenntnis zielt auf die Subversivität der Dichtung.

Die Subversive

Die Dichtung
wenn sie kommt

respektiert nichts.

Weder Vater noch Mutter.

Wenn sie aus irgendeinem

ihrer Abgründe kommt

ignoriert sie den Staat und die bürgerliche Gesellschaft
sie mißachtet die Wassergesetze

sie wiehert

wie eine junge

Hure

vor dem Palast der Morgenröte.

Und erst dann

besinnt sie sich eines besseren : sie küßt

die Augen derer die schlecht verdienen

wiegt im Arm die

welche nach Glück dürsten

und nach Gerechtigkeit

Und verspricht das Land anzuzünden

(Ferreira Gullar, Faule Bananen und andere Gedichte, Ververt, Frankfurt a.M., 1986, S.127)

Die Dichtung kommt respektlos daher, insbes. gegenüber den von Herrschern gesetzten Regeln, auch gegenüber den von diesen gesetzten Regeln der Ästhetik zeigt sie keine Achtung. Sie weiß um die Gesetzmäßigkeiten der Macht. Sie hinterfragt und lehnt sich auf gegen

Unterdrückung, ist machtzersetzend, indem sie das Leben in ihr Recht einsetzt. Der Dichter spricht 1973 über seine Dichtung folgendes: "Ich begriff, daß ich mich dem Leben um jeden Preis gleichsetzen müsse, was ich bis dahin vermieden hatte. Das alte Problem: die Kunst schenkt uns das Wesentliche, schließt aber das Leben aus. Das Leben hingegen reißt uns in seinen Strom und zerreißt uns in oberflächlichen Handlungen und Vorkommnissen. Ich mußte mich in den Lebenskampf stürzen, mir die Hände schmutzig machen, mich unter den vielen verlieren, um zu versuchen, mich als Ausdruck vieler zu finden. Ich hasse alle Formen der Mystifikation.

[...] Dagegen hat das oft harte und grausame Leben mich immer gefesselt. Aus ihm entsteht meine Dichtung: aus dem Wirklichen und Gewöhnlichen, aus den alltäglichen Dingen und aus dem schmutzigen und wirklichen Licht, das in Dingen und Menschen ist. Daraus leitet sich mein soziales Engagement ab: aus der Notwendigkeit, die Wahrheit zu sagen, für mich und die anderen wirkliches Glück und nicht einen Traum zu finden. Dichtung und Täuschung sind unvereinbar. In der Welt, in der wir leben, herrschen Ausbeutung und Zynismus und vor allem die Grausamkeit derer, die bemüht sind, auf Kosten fremden Glücks ihre Vorrechte aufrechtzuerhalten."

Der Satz >Dichtung und Täuschung sind unvereinbar.< löst die althergebrachte Identifikation der Dichtung mit der Fiktion und der Lüge auf. Für die Autoren Südamerikas ist die Dichtung ein Ort der Wahrheit; ein Ort, an dem die Wahrheit gesagt werden kann in einer Realität, die von der Unterdrückung der Wahrheit bestimmt ist. (Ein solcher Satz kann nicht als "Trick" ausgelegt werden, mit dem Autoren - wohlwissend um den Status der Fiktionalität der Literatur - ihre Werke zu beglaubigen versuchen. Dies scheint in vorliegendem Zusammenhang eine theoretische, zynische und von europäischer (idealistischer) Ästhetik geprägte Haltung zu sein.)

Ist von der Gewalt in der südamerikanischen Literatur die Rede, dann muß der 1985 im Schwiftinger Galerie Verlag erschienene und von E.Hackl herausgegebene Gedichtband "Hier ist niemand gestorben - nachgelassene Gedichte aus Südamerika" erwähnt werden. Dieser Band versammelt Lyrik von 14 Dichtern Südamerikas, die aus 7 Ländern stammen. Was bei der Lektüre erschüttert, ist das Wissen um die Lebensläufe dieser Autoren. Keine/r starb eines natürlichen Todes. Der Tod ist die Klammer, die diese Anthologie zusammenhält. E.Hackl schreibt dazu in seinem Vorwort: "Mit der philosophischen Binsenwahrheit, daß nur ein toter Autor ein guter Autor ist, will ich nichts zu tun haben. Trotzdem erhebt diese Anthologie den

Tod (den unnatürlichen, den im Einsatz für eine bessere Welt erlittenen) zum obersten Auswahlprinzip: [...]

Ist es notwendig, Gründe für eine solche Gedichtsammlung anzuführen? Täglich sterben Menschen im Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit, da mag der Wunsch verständlich sein, die Stimmen lateinamerikanischer Guerilleros, die für ihre Überzeugung mit dem Leben bezahlten, in Übersetzungen hörbar zu machen. Da ist auch der Versuch, mehr symbolisch als real, gegen die Gewohnheit anzugehen, nur das Neueste, Letzte, Aktuellste wichtig zu nehmen. Gedichte dieser Toten herausgeben heißt auch, sie dem Vergessen oder der Ignoranz zu entreißen.

Man kann die Lebensumstände der Verfasser nicht von ihren Texten trennen. Die meisten sind so jung gestorben, daß ihre Arbeiten zwar die mögliche Weiterentwicklung ahnen lassen, aber unfertig blieben; andere schrieben Gedichte ohnehin nur nebenbei, dachten nie daran, sie zu veröffentlichen. Dieser Hinweis ist nicht als Einschränkung zu verstehen; die Gedichte der Sammlung sollen an ihrer Qualität gemessen werden, nicht an den Lebens- und Todesumständen der Verfasser." So stellt denn der Herausgeber die Lebensläufe der Verfasser auch an das Ende des Bandes.

Nur einige Gedichte der Anthologie sollen hier vorgestellt werden. Den Anfang macht "Selbst unter der Bitterkeit"(S.18) von O.R.Castillo, der "nach Folterungen bei lebendigem Leib verbrannt wurde"(S.106).

Selbst unter der Bitterkeit

In die Tiefe der Nacht
sinken die Schritte und verschwinden.

Argwöhnische Schatten umgeben sie.
Straßen. Betrunkene. Gebäude.
Jemand flieht vor sich selber.
Eine zerbrochene Flasche, die ausläuft.
Ein einsames Blatt Papier raschelt in einer Ecke.
Ein Freidenker uriniert auf den Rasen,
wo morgen die Kinder aus gutem Haus spielen werden,
zusammen mit dem Tau.
Etwas knirscht in der Ferne, dunkles, genitales Eisen.
Asphalt und blinde Steine, schlafende Luft,
Dunkelheit, Kälte, Polizisten, Kälte, mehr Polizisten.
Straßen, Huren, Betrunkene, Gebäude.
Wieder Polizisten, Soldaten. Noch einmal Polizisten.
Die Statistiken sagen: auf achtzigtausend Büttel
kommt ein Arzt in Guatemala.

Versteht ihr da die Armut meines Landes
und meinen Schmerz und die Furcht aller?

Wenn ich sage: Brot!

sagen sie mir:

halts Maul!

Wenn ich sage: Freiheit!

sagen sie mir:

stirb!

Aber ich schweige nicht noch sterbe ich.

Ich lebe

und

kämpfe. Und das macht die verrückt,
die in meinem Land befehlen.

Denn wenn ich lebe,

kämpfe ich,
und wenn ich kämpfe,
trage ich zu einem neuen Morgen bei.
Und auf diese Weise wird der Sieg geboren
selbst in den bittersten Stunden.

Am Anfang des Gedichtes steht die Nacht, die bedrückt. Die Szenerie ist beherrscht von Nachtgestalten wie Huren und Betrunknen sowie von den allgegenwärtigen Polizisten und Soldaten. Die Vokabel "Polizist" ist dominierend in diesem Gedicht. Gegen die Macht der Büttel, von denen es zu viele gibt und die nur Furcht über die Menschen bringen, so daß die Straßenschluchten nur von lichtscheuen Gestalten bevölkert werden, redet dieses Gedicht an. Es ist immer der Gefahr ausgesetzt mundtot gemacht zu werden. "Halts Maul!" und "Stirb!" sind die drohenden Worte derjenigen, die den Wunsch nach Freiheit und Brot unterdrücken. Freiheit und Brot - zwei Worte die für Menschenwürde stehen, für ein Leben ohne Furcht, ohne Schmerz und ohne Hunger.

Das Leben für den Dichter besteht aus Kampf. Sein Kampf ist einer gegen die dunklen Mächte der Nacht. Hoffnung findet darin ihren Ausdruck, das am Ende der Nacht, am Ende des Kampfes, eine neuer Morgen steht. Solange man kämpft, d.h. lebt und so sich der Unterdrückung und Verfügungsgewalt entzieht, sich nicht formen läßt, sondern selbst den Wunsch nach Formung hat, solange finden die Büttel keine Ruhe, solange besteht die Hoffnung auf eine Dämmerung am Ende der Nacht.

Das Gedicht "Die Erde ist ein Satellit des Mondes"(S.59) von Leonel Rugama stellt einen Zusammenhang zwischen der Überflußgesellschaft Nordamerikas und der Armut in Südamerika her. Symbol des Überflusses ist das Apollo-Programm der USA.

Die Erde ist ein Satellit des Mondes

Apollo 2 war teurer als Apollo 1
Apollo 1 war teuer genug.

Apollo 3 war teurer als Apollo 2
Apollo 2 war teurer als Apollo 1
Apollo 1 war teuer genug.

Apollo 4 war teurer als Apollo 3
Apollo 3 war teurer als Apollo 2
Apollo 2 war teurer als Apollo 1
Apollo 1 war teuer genug.

Apollo 8 war noch teurer aber das machte nichts,
denn die Astronauten waren Protestanten,
und vom Mond her lasen sie die Bibel
zur Bewunderung und Freude aller Christen,
und bei der Rückkehr segnete sie Papst Paul VI.

Apollo 9 war teurer als alle zusammen,
einschließlich Apollo 1 der teuer genug war.
Die Urgroßväter der Einwohner von Acahualinca hatten
weniger Hunger als die Großväter.
Die Urgroßväter starben vor Hunger.
Die Großväter der Einwohner von Acahualinca hatten
weniger Hunger als die Väter.
Die Großväter starben vor Hunger.
Die Väter der Einwohner von Acahualinca hatten weniger
Hunger als die Söhne der Einwohner von dort.
Die Väter starben vor Hunger.
Die Einwohner von Acahualinca haben weniger Hunger als
die Söhne der Einwohner von dort.
Die Söhne der Einwohner von Acahualinca werden nicht
geboren vor Hunger
und haben Hunger geboren zu werden, um vor Hunger zu sterben.
Selig die Armen, denn ihrer ist der Mond.

Nicht die Erde steht hier im Zentrum des öffentlichen Interesses, sondern der Mond. Nicht der Hunger auf diesem Planeten ist wichtig, ist die Aufmerksamkeit der Christen und ihres obersten Hirten wert, sondern die tote Materie des unbelebten Trabanten der Erde. Die Siege, die der Mensch im Norden durch die Technik feiert, sind der Armut im Süden abgerungen; für sie bleibt nur der Anblick des Mondes.

In anderen Gedichten ist die Rede von Verfolgung und von Isolation. Sie beschreiben die bedrückende Realität derer, die der Macht der Gewalt ohnmächtig und aus nichtigen Gründen ausgesetzt sind. Ein Mann kommt aufgrund seiner politischen Gesinnung - er ist Kommunist - ins Gefängnis; Gedichte werden zensuriert und verschwinden "aus Furcht vieler Leute vor

der Polizei". Bevor sie von der Polizei der Vernichtung anheimfallen, vernichtet man sie lieber selbst. Man hat Angst, daß der Arm des Gesetzes sie bei einem findet; Angst davor also, daß der Besitz von etwas so *harmlosen* wie eines Gedichtes gegen einen ausgelegt werden kann. Nicht nur das reale Erscheinen der Polizei wirkt vernichtend, sondern schon die Möglichkeit, daß sie erscheinen könne, bewirkt Zerstörung. Die Polizei schützt nicht die Rechte der Bürger, sondern die Macht der Diktatoren.

II.

Die bis jetzt vorgestellte Lyrik steht als einführendes Paradigma in die Problematik der Gewalt in der lateinamerikanischen Literatur und Realität. Die beschriebenen Bilder der Gewalt sind auch konstitutiv für einige Romane. Wie bei der Vorstellung der Lyrik tritt auch bei der Vorstellung der Romane die Interpretation hinter das Lesen einzelner, markanter Textabschnitte zurück.

Ein weiteres Element spielt eine wichtige Rolle, nämlich das erotische. Erotik und Gewalt bzw. der Kontrast von Erotik und Gewalt sind ein Merkmal dieser Romane.

Dies wird deutlich bei der Betrachtung des Buches *Lucinda* von Antonio Callado, erschienen in der Übersetzung von Karin von Schweder-Schreiner 1985 im Verlag Kiepenheuer & Witsch - Köln.

Am Körper des Menschen und in seiner Seele manifestieren sich die Erfahrungen der Gewalt und die der Erotik. Erotik ist eine innere Erfahrung, die nicht mit Sexualität zu verwechseln ist. Gewalt ist etwas, das von Außen auf den Körper einwirkt, diesem widerfährt, dem Menschen angetan wird. In dem Roman von Callado wird durch den Kontrast von erotischen mit gewalttätigen Szenen die Verletzlichkeit des Körpers und der Seele gezeigt, ebenso wie die Empfänglichkeit für die Lust.

Um Mißverständnissen vorzubeugen sei gesagt, daß man nicht behaupten kann, daß man beim Lesen eine Empfindung von Lust durch die gesteigerte Darstellung von Gewalt verspürt. Es ist nicht die ekstatische Wirkung der dargestellten Gewalt, die das Buch im Sinn hat. Zwar gibt es im Buch eine Figur, die sadische (sadistische) Ambitionen hat, die sich an Gewalt ergötzt, aber dies dient dazu, die Verletzlichkeiten des Körpers und die Erniedrigungen, denen ein Mensch, in diesem Fall eine Frau, ausgesetzt sein kann, darzustellen.

Worum es geht.

Lucinda, die Titelheldin des Romans, ist von Folterknechten der Diktatur in Brasilien ermordet worden. Quinho, ihr Lebensgefährte, kehrt mit falschen Papieren aus London - seinem europäischen Exil - über Bolivien in seine Heimat Brasilien zurück, um den Mord aufzudecken und zu rächen. Er kommt ins Sumpfgebiet des Patanal, einer Landschaft an der Grenze und begegnet dort Lucindas Mörder(n) und seinen Gefolgsleuten, die einer barbarischen Tätigkeiten nachgehen, der Jagd auf Wildkatzen. Diese Leute verüben Grausamkeiten an Menschen wie an Tieren.

Quinho begegnet dort einer Frau (Jupira), die Verbindungen zum Untergrund und ein ähnliches Schicksal hat wie er. Aber der Wildkatzenjäger, Quinhos Gegenspieler, ist wie er in Jupira verliebt. Es kommt zwangsläufig zu einem Kampf auf Leben und Tod.

Quinho wird manchmal in seinen Träumen von der Toten heimgesucht. Diese Träume halten das Bild der Toten in ihm wach. Sie quälen ihn aber auch; denn die Tote hat so festen Besitz von seinem Bewußtsein genommen, daß kaum Raum für die Lebenden bleibt. Das Bild der Toten bestimmt selbst sein Sexualeben.

Er hält sich noch in Bolivien auf und liegt im Halbschlaf.

...und lag nun mit - weiß der Himmel, warum - steifem, vollkommen aufgerecktem Glied da, als Lucinda zu ihm rückte und ihn, während sie sich zu ihm umdrehte und ihre Brüste seinen Oberkörper berührten, wohl ohne weitere Absichten, als gleich weiterzuschlafen, streichelte. Doch als sie mit der Hand geradezu gegen das harte Glied prallte, küßte sie es ein paarmal, anfangs mit sanften, knappen Küssen, dann schon wesentlich wacher, nahm sie die Kuppe in den Mund und kostete sie in festen, pressenden Zügen. Aber mit der beherrschten Begierde dessen, der sich hütet, das Festmahl schon bei der Vorspeise enden zu lassen, kam sie näher, setzte sich rittlings auf Quinho, unterbrach natürlich seinen Alptraum und begann mit einem ausführlichen, leidenschaftlichen, aber sorgfältig geplanten Liebesspiel, bis sie sich schließlich das Kissen unter den Bauch schob, damit Quinho sein Schwert von hinten in die naturgeschaffene Scheide, bis hin zum Knauf, einführte, aber von hinten, so wie sie es besonders liebte.

Die hier geschilderte Liebesszene mag prüden Gemütern aufstoßen, aber man kann doch sagen, daß sie von Leidenschaft geprägt ist. Ähnlich leidenschaftlich und zuweilen sanft sind die Liebesszenen zwischen Quinho und Liana in London sowie die zwischen Quinho und Jupira in Brasilien. Worauf es ankommt, ist zu zeigen, daß der (körperliche) Umgang dieser Menschen ohne Gewalt auskommt, auch wenn das männliche Glied mit einem Schwert verglichen wird. Diese Metaphorik ist vielleicht in dem Kontext zu sehen, daß es Männer sind, die in diesem Roman Gewalt ausüben und nicht Frauen. Frauen sind der Gewalt ausgesetzt, sie sind Opfer.

Daß Quinho in seiner Beziehung zu Frauen ohne Gewalt auskommt, soll noch mit zwei weiteren Szenen belegt werden.

Nun aber, da sie sich ganz umschlungen hielten, ließen sie sich einfach in die Ledersitzkissen fallen, ...

Jupira hatte sehr braune Brüste, kaum eine Nuance dunkler als die milchkaffeefarbenen Brüste Lucindas, aber mit rosa bräunlichen Brustwarzen, ...er empfand..., daß ein neuer Körper, den wir begehren, bei der ersten Begegnung atavistische Entdecker- und Eroberungsgefühle in uns weckt, aber dies war vielleicht, wie er melancholisch seufzend hinzufügte, das einzige Verbindungsglied zwischen ihnen, denn wenn sie tatsächlich, nachdem sie sich geliebt hatten, vor lauter Lust erröten, sich karminrot färben konnte, so war seine Rolle wie üblich, zwar Lust zu bereiten, sie jedoch nicht wirklich zu teilen.....

Später dann ergreift Jupira die Initiative:

Ihre erotischen Initiativen, die sogar Hypothesen Wirklichkeit werden ließen, die sie immer für eitle Theorie und bloße kamasutrische Illustrationen von gar keinem oder geringem praktischem Wert gehalten hatte, entwickelten sich zu voller Blüte. Überrascht entdeckte Jupira in sich eine geborene, begabte Kurtisane, eine Hetäre von beachtlichen Fähigkeiten und steuerte eine Reise, auf der sie beide mehrfach in Sichtweite des Strandes gelangten, um gleich darauf mit gekonnten Manövern in die Weite zurückzukehren...

Diese Liebesszene, obgleich sie machohaft anmutet und nach Männerphantasie (Hetäre/Kurtisane - der Sehnsucht nach der femme fatal) eines alternden Schriftstellers, - Callado ist Jahrgang 1917 -, aussieht, hat doch einen Sinn, der sich freilich erst durch den Kontrast ergibt; nämlich durch die Darstellung der an Frauenkörpern verübten Gewalt.

Quinho macht sich auf die Jagd nach den Mördern Lucindas, um sich zu rächen und um seine Fähigkeit zur Liebe wiederzuerlangen.

Er stellt diese auf der Fazenda >Onca Sem Roupa<, auf der Claudemiro alias Antero Varjao das Wort führt. Quinho stellt sich als Schriftsteller vor, der über Fazendas im Patanal schreiben will.

Antero denkt über ihn folgendes:

Antero ging davon aus, daß er dem Geschwätz dieses Kerls nicht weiter zuzuhören brauchte, denn es sah ganz danach aus, als würde der ihm mit seiner Farselei noch endlos auf den Sack gehen. So sind die Menschen nun mal, nur wenn sie Prügel kriegen, halten sie den Mund, nur unter der Knute oder beim Bumsen, wobei, genau besehen, die Knute besser ist, die hilft immer, da muckst kein Viehzeug und kein Mensch mehr, dann ist Schluß mit ihnen, auch mit Wildkatzen, die durchs Gestrüpp schleichen, und mit diesen Scheißkerlen, die beim Verbör den Tapferen spielen, während Bumsen, ja richtiges Bumsen, überhaupt nichts mit dem Fickfack in den Mösen der Corinas oder Violetas zu tun hat, das erlebt man, weiß Gott, nur ein oder zweimal in diesem ganzen verdammten Leben. Heilige Jungfrau, warum will sie mich nicht mehr sehen, warum jagt sie mich wie einen rüdigen Rüden von der Hündin weg, warum, verdammt noch mal, sie weiß doch, bei ihr werde

ich von oben bis unten geil, sie ist dann nur noch Möse, die süße Kleine, nur zwei weiche Hautfalten mit Flaum darüber...

Und weiter denkt Antero über Quinho:

Diese Scheißkerle können nur reden und reden... die scheißen drauf, ob sie dich stören... Da hilft nur der Knüppel, dann spuckt der Kerl Zähne wie Apfelsinenkerne, dann spuckt er Blut und Spucke und fällt auf alle viere, und dann schiebt man ihm den Besenstiel hinten rein, sonst redet er noch mit dem Arsch weiter, man muß ihnen alles zustoßen....

Die Raubkatzenjäger der Fazenda arbeiten mit den übelsten Methoden, die man sich nur denken kann. Sie begießen Kälber mit Raubkatzenblut, um ihre Hunde scharf zu machen....., was Quinho sah. Und er sieht noch mehr auf seinem von den Besitzern legitimiertem Rundgang auf der Fazenda.

Gegenüber vom Hundezwinger.. steht die alte Sklavenhütte.. ich hatte gerade genug Zeit, die Tür aufzustoßen, einen Blick hineinzuwerfen und sie wieder zu schließen... Wenn sie es bisher noch nicht getan haben, werden sie sich jetzt nicht auf einmal die Mühe machen, das Verbrechen zu vertuschen, wo sie so sicher sind, daß sich niemand für das Schicksal der beiden verschwundenen Argentinierinnen interessiert.

[Daß, wie und in welchen Zeiträumen in Brasilien die Folter angewandt wurde, ist im >Bericht über die Anwendung der Folter in den 80er Jahren< mit dem Titel >>Wer der Folter erlag...<< von ai nachzulesen, der im Fischer Taschenbuchverlag erschienen ist.]

Was sieht Quinho? *Gleich vom Eingang aus sieht man die umgegrabene, aufgeworfene Erde, und es hat nicht den Anschein, als hätte jemand vergessen, die Spuren des Begräbnisses, die Fährte der Totengräber zu verwischen, sondern als ob genau dies ihre Arbeitsmethode wäre und sie nur deshalb kein Kreuz - oder vielmehr zwei, für jede Frau eins - obendrauf gesetzt hätten, weil sie kein Holz hatten oder anderes zu tun..... Sobald sie auf die Jagd gehen und niemand auf der Fazenda ist, kehre ich zurück und werde meinen ganzen Mut zusammennehmen, um die Leichen zu exhumieren und zu fotografieren. Man bekommt ja sogar Übung, in die Hölle hinabzusteigen, und es heißt, wenn man von dort zurückkehrt, ohne sich umzudrehen, kann man jemanden aus den Tiefen mitbringen, der an die Oberfläche zurückkommen und die Sonne wiedersehen möchte.* Claudemiro-Antero und Knut-Melquisedeque sind nach Ansicht von ai und der Wildlife Foundation - für beide Organisationen arbeitet Quinho - die Gruppe eines neuen Menschen, >eine Krankheit der Spezies, deren Gift tödlich wäre, wenn man nicht alttestamentarischen und wiesenthalschen Zorn gegen sie auf den Plan rief<.

Quinho stattet der Fazenda unter dem Vorwand, Dokumente für sein Buch festzuhalten, einen weiteren Besuch ab. Bei diesem Besuch kommt er ins Gespräch mit einem der Fazendabewohner.

- *Wovor haben Sie Angst, Edmundo Errazuris.....?*

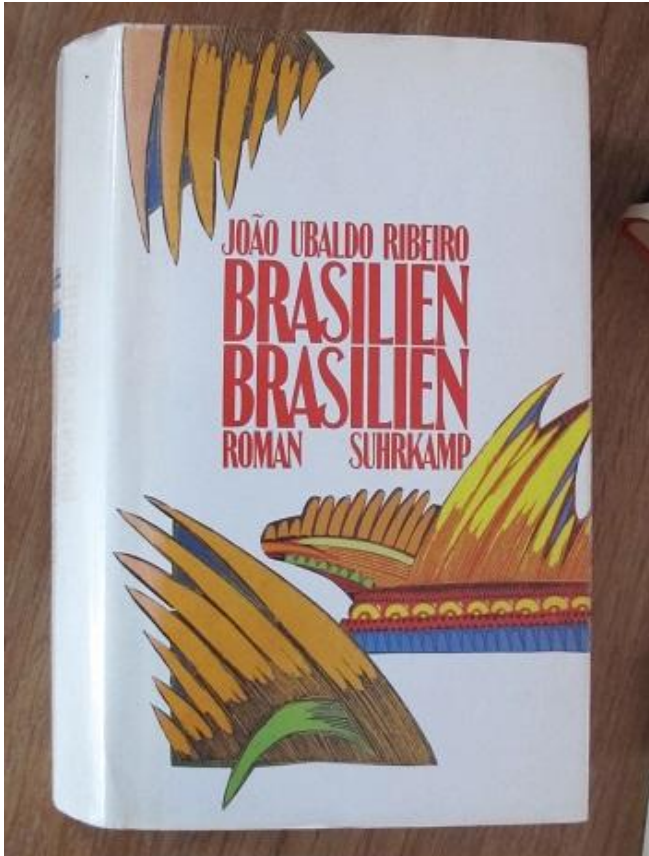
- Das wissen Sie nicht? Zum Beispiel davor, wie Corina Hernandez zu sterben... wurde hier deponiert als Nutte... Sie hat das nicht einfach hingenommen. Sie hat sich beschwert, ja, das hat sie, sich beklagt und mit Schreien und Kratzen gegen die gewehrt, die sie vergewaltigen wollten, und jetzt hören Sie sich an, was dabei herausgekommen ist. Hören sie sich genau an, was ich Ihnen sage, niemand rührt sich, niemand will wissen, was geschehen ist [Hier ist wieder das Motiv der Gleichgültigkeit gegenüber der Gewalt.], wenn eine Frau, Klasse wie die, zum Schluß nackt dasteht, ihr eigenes Grab gräbt, über der Schaufel weint, nackt ihr Grab gräbt, verstehen Sie?

Über das, was Quinho hier hört, hat auch Claudemiro seine Gedanken: Claudemiro Marquez verspürte immer weniger Lust, seinen Besitz des Antero Varjao zu verlassen, am wenigsten jetzt, wo dank der lebendigen (!) Einlagen aus Nachbarländern bei den Bolivianern, Argentinern, Uruguayern und Chilenen der Ruhm der Onca wuchs, und La Pantanera war ein so verdammt guter Name, daß -...- sogar der Gedanke Spaß machte, diesem Hurensohn einer verburten Wildkatze eine Scheißfazenda mit diesem geilen Namen La Pantanera zu hinterlassen, olé! Aber nein, der verdammte Scheiß war nur, daß es Menschen auf der Welt gab, ... dann würde es auf der Fazenda mit den Tunten von Fernsehen und Zeitung gar nicht aufhören, dann würden sie wieder ewig wissen wollen, ob der Mönch sich aufgehängt hatte, weil sie ihn von hinten so viel mißbraucht hatten, oder ob er, Claudemiro, wirklich die - nebenbei bemerkt - etwas runzlige Möse der Nonne mit einem Besenstiel auf ihre Jungfräulichkeit untersucht hatte. Ihm war das scheißegal, ob sie entdeckten, daß er Claudemiro Marquez war - der Knut machte sich bei dem Gedanken in die Hose...-, denn sämtliche Polizeichefs gehörten zu der Clique, die mit Schnee, Nutten und Fellen handelte, alles Kumpel und Busenfreunde, verdammt noch mal, alle machten sie sich vor Angst in die Hose, in der Scheiße zu sitzen, wenn er, Claudemiro, erwischt würde. Der Mist, die Kacke an der Sache war, wenn das Pack es rausbekam, würden immerzu diese Tunten kommen, Interviews machen und nach dem Jungfernhäutchen der Nonne - das hatte sie, verdammt - und dem Mönchsarsch fragen oder sogar noch beschisseneren Quack aus neuerer Zeit über diese Corina rauskriegen wollen, die aus Dickköpfigkeit gestorben war, soll doch zum Teufel gehen, wer sie dazu gebracht hatte. Nicht einmal bei dem Gaucho, der sie in einem so scheißvornehmen Spanisch verhört hatte, daß man fast meinen konnte, da spräche der verstorbene Gardel einen Tango ohne Musikbegleitung, nicht einmal da hatte diese verfluchte Corina Hernandez erzählt, was die argentinischen Genossen unbedingt von ihr wissen wollten, und als sie dann immer noch nicht den Mund auf und die Beine breit machen wollte, mußte diese Hure sich eben ihr eigenes Grab schaufeln, das ist ja schließlich dasselbe, wie man sich das eigene Bett macht, verflucht noch mal, was ist denn schon dabei, was soll der Scheiß, zwar für einen Schlaf wie Blei - halt, zu viel zu lachen ist auch schon wieder so eine Scheißstuntenhaftigkeit, aber da rutscht einem doch wieder der Schwanz raus bei dem Gedanken, wie die Corina sich da ihr Bett gräbt und heult, splinterfasernackt, noch ganz gut in Schuß, obwohl wir die Haare geschoren hatten, wegen welcher Sauerei weiß ich schon nicht mehr, die Corina stand da wie eine abgedeckte Wildkatze, Haare hatte sie nur noch zwischen den Beinen, und wenn sie nicht so

mit Erde beschmiert gewesen wäre, hätt ich ihr vor dem Gaucho einen reingesteckt, der sie mit Gewalt gebumst hatte und wie ein eifersüchtiger Ehemann rumspazierte, aber der Gaucho hätte sich ja, wenn er wollte, beim Zusehen einen runterholen können, ich wollte die Corina bumsen, der Knüppel tat mir schon am Körper weh, so steif war er, aber Corina war so verdreht, daß ich gesagt habe, sie sollte mich nur lutschen, und als sie nein sagte, hab ich sie gezwungen, den Knüppel in den Mund zu nehmen, verdammt noch mal, und da hat sie ausgespuckt und ich hab ihr den Schwanz noch mal reingesteckt, und da hat mich diese Hure doch tatsächlich gebissen, verdammt noch mal! Himmel, Arsch und Zwirn, mein Schwanz ist doch nicht im Bauch meiner Mutter gewachsen, damit irgendeine dabergelaufene Hure ihn wie ein Würstchen anbeißt [Die Geschlechtsteile der Frau scheinen in Claudemiros Augen aber u.a. dafür vorgesehen zu sein, daß man >eine Kippe in einer feuchten Fotze ausdrücken kann<..], hab ich zu ihr gesagt, als ich ihre Zähne merkte, und hab schleunigst den Stengel aus diesem Hurenmaul wieder rausgezogen, ihr mit dem Revolverkolben eins auf die Nase und den Mund gebolzt und ihr Kugeln in die Fresse gejagt, päng! Da war es aus mit der Corina Hernandez, ...

Das hier geschilderte scheint einer der Gipfel der Gewaltdarstellung in der lateinamerikanischen Literatur. Wie verletzlich der Körper ist und wie bestialisch Menschen mit anderen Menschen umgehen können, wurde an dem vorgestellten Beispiel eindringlich belegt. Daß dieser Roman kein Einzelfall bezüglich des Themas ist, werden die weiteren Romanbetrachtungen zeigen.

III.

**Brasilien Brasilien**

der Roman Joao Ubaldo Ribeiro's ist unser nächstes Betrachtung-subjekt.

Auf der Insel Itaparica, auf der auch der Autor des Romans 1941 geboren wurde, in der Bucht aller-Heiligen bei der alten Hauptstadt Salvador da Bahia liegt der Brennpunkt des Geschehens. Hier laufen die Geschichten zusammen, die Geschichten, die gleichermaßen die des Romans und die Brasiliens sind. Die Insellage ist exemplarisch für das Ganze, weil auf ihr und in Bahia die Bevölkerung extrem uneinheitlich ist. Hier sind alle Schichten und Rassen vertreten; ein Tatbestand, aus dem auch der andere große Erzähler Bahias -

Jorge Amado - seine Geschichten schöpft.

Erzählt werden bei Riberiro die Geschichten von Negerklav(inn)en und von Großgrundbesitzern, Geschichten von Aufstieg und Fall, Geschichten von Herren, die von Mulatten abstammen und ihre Herkunft - und das heißt - ihre Mütter verleugnen, die sich als Weiße ausgeben und so aufsteigen in der Hierarchie. Auch werden Geschichten erzählt von Mulatten, die von ihren weißen Vätern verleugnet werden und folglich als Schwarze gelten.

Die erzählten Geschichten handeln immer von der sozialen Lage der Personen, von Unterdrückung, von Macht und Gegenwehr gegen Unterdrückung. Auch bleibt die Geschichte des Staates Brasilien gegenwärtig. Der Titel "Brasilien Brasilien" kann als wehmütiger oder hymnischer aufgefasst werden.

Wie die Geschichte der Sklaven eine Geschichte ist, die von dem Bedürfnis geprägt ist, von der Unterdrückung zur Befreiung zu gelangen, so ist die des Staates ebenfalls von emanzipativen Tendenzen bestimmt. Der Staat sucht seine Identität gegenüber den Kolonialmächten, insbesondere gegenüber der Macht Portugals. Man orientiert sich bei dieser

Suche fatalerweise aber nicht am eigenen - freilich zu entwickelndem - Bewußtsein, sondern an anderen Mächten in Europa; England oder Frankreich. Hier sucht man Vorbilder, nicht im eigenen Land. Man kann behaupten, daß der Roman der These nachgeht, daß die Emanzipation Brasiliens, die erfolgreiche Suche nach einer Identität nicht gelingen kann, wenn bzw. weil es nicht gelingt, die ethnisch differenten Bevölkerungsgruppen zu integrieren. Man weigert sich von den Negern zu lernen, zumal man doch nur widerwillig die Sklaverei abgeschafft hat und wenn, dann nicht aus moralischen Gründen, sondern aus ökonomischen, d.h. pekuniären Interessen. Die Haltung von Sklaven wurde finanziell untragbar, was aus folgender Unterhaltung ersichtlich wird.

"Nur glaube ich nicht, daß das Ende des Sklavenhandels bevorsteht. Meinen Sie tatsächlich, Senhor Ameleto, daß wir ohne ihn überleben können, daß er abgeschafft wird?"

"Auch ich glaube nicht, daß sein Ende bevorsteht, ich weiß nicht, wann das sein wird. Ich weiß aber, daß es kommen wird, und wenn nicht schon aus anderen Gründen, so aus dem mächtigsten Grund von allen, nämlich dem, daß die Sklavenhaltung schließlich allzu kostspielig und daher wenig rentabel sein wird."(268)

Bleibt die Integration aus, so bleiben die Machtpositionen und die Unterdrückung erhalten, die Machthaber und Unterdrücker wechseln nur ihre Gesichter und die Struktur der Repression verändert sich, wird zeitgemäß. Genau diese Zustände diagnostiziert der Roman. (Die ehemaligen Sklaven z.B. werden zu einer verfügbaren Ressource, die für jede Arbeit eingesetzt werden kann und ist keine Arbeit zu vergeben, so stehen sie auf der Straße.)

Gegen Ende des Romans erzählt der blinde Faustino eine lange und bezeichnende Geschichte. Sie beginnt mit der >>Erschaffung der Welt, vor der Entdeckung Brasiliens<< (559). Die Geschichte Brasiliens steht nur am Endpunkt einer langen Entwicklung, während der sich wenig geändert hat. Der Blinde erklärt, daß >>die Geschichte (...) nicht nur die (ist), die in den Büchern steht, besonders weil viele von denen, die Bücher schreiben, dicker lügen als die, die Märchen erzählen.<< (559) - [Das ist eine ganz andere Haltung als die Platons, der die Erzähler als Lügner verunglimpft.] - Das Wissen, daß Geschichte nicht nur das Wissen von Historie ist, ist hier die Grundhaltung gegenüber denjenigen, die das sogenannte historische Wissen in Archiven verwalten. Es ist für Faustino klar, >>daß die ganze Geschichte gefälscht ist oder halb gefälscht, und jede neue Generation beschließt das, was vor ihr geschehen ist, und so ist die Geschichte in den Büchern genauso erfunden wie die in den Zeitungen, wo Lügen zu lesen sind, daß einem die Haare zu Berge stehen. Es gibt<<, so sein Credo, >>wenige Bücher, denen man trauen darf,...<< (560)

Faustino, der Blinde aus der Unterschicht, predigt Mißtrauen und gleichzeitig das Sehen mit den eigenen Augen - das individuelle Gedächtnis des Geschehens, er tritt ein für das in den Erzählungen aufbewahrte. Die eigenen Erfahrungen, die sich in Erzählungen manifestieren, müssen verglichen werden mit der offiziellen Sicht des Faktischen, dies vor allem, weil >>die Geschichte, die auf Papier steht, alles ausläßt, was nicht aufs Papier gebracht wurde, und man bringt ja nur aufs Papier, was einen [zu fragen ist: WEN?] interessiert. Wer glaubt schon, daß einer, der das Wissen von der Schrift hat, Feder und Tintenfaß nimmt, um zu Papier zu bringen, was ihn nicht interessiert?... Nein. Also bei all der Geschichte, die auf Papier steht, ist das Interesse von jemand dahinter.<< (560)

Da nun aber die Geschichte, die Ribeiro zu erzählen hat, auch auf dem Papier steht und da sein Roman gerade das Unausgesprochene artikuliert, kann man ihm ein Interesse an diesem unterstellen. Und da 'Märchen', lies: Fiktionen, weniger zur Lüge neigen als Geschichtsbücher, weil sie nicht einen auf Herrschaft fixierten Diskurs repräsentieren, ist es nur konsequent und entspricht der Logik (Faustinos), daß Ribeiro die *wahre* Geschichte Brasiliens in die Form des Romans kleidet. Der Roman ist genauso wahr wie die Erzählung des Blinden die Wahrheit bezeichnet.

Der Blinde insistiert darauf, daß es beim Erzählen immer auf die Perspektive, das Interesse desjenigen ankommt, der erzählt. Dies ist ein Gesichtspunkt, den die offizielle Geschichtsschreibung und nicht nur diese, sondern jede Wissenschaft, bei der ihr innewohnenden Tendenz zur Verabsolutierung ihrer durch bestimmte Methoden gefundenen Erkenntnis leicht verdrängt oder vergißt, um ihre Sicht der Dinge überhaupt als objektiv und wahr ausgeben zu können. >>Was für den einen schwarz wie Kohle ist, ist für den anderen weiß wie Jasmin. Was für den einen Nahrung ist oder Edelmetall, das ist für den anderen Gift oder Blech. Was für den einen ein großes Ereignis ist, das ist für den anderen eine Schande, die man besser leugnet. Was für den einen wichtig ist, das ist für den anderen gar nicht vorhanden. Also versteckt sich der größte Teil der Geschichte im Bewußtsein der Menschen, und darum wird niemand den größten Teil der Geschichte erfahren.<< (560) Dies ist natürlich eine klare Absage an die Mühen, welche die Geschichtsschreiber auf sich nehmen. Der Vorwurf, daß sich Historie nur mit kalten und leblosen Fakten befasst, ist nicht zu überhören. Es gibt nicht die Geschichte, sondern nur Geschichten; das Bewußtsein, daß das Leben anderswo als in Enzyklopädien und Archiven zu finden ist, wird mittels des epischen Gedächtnisses wach gehalten. (Die Auffassung von dem, was eine Erzählung oder ein Roman zu leisten hat, widerspricht auch der seit Benjamin und Adorno kanonisierten europäischen Auffassung, daß sich nicht mehr erzählen lasse.)

Faustino jedenfalls erzählt seine Geschichte in der Manier der alten Erzähler:

"Es war einmal ein großer Baron des Kaiserreichs, der lebte in Bahia, wo er Herr von all den Fischen war, die dort gefischt wurden, und kein einziger Fisch durfte ohne seine Genehmigung gefischt werden. Dieser Baron besaß viele Reichtümer und bedeutende Ländereien, eine große Anzahl Sklaven und alles, was er im Leben begehrt. Das hatte viele Gründe, auch den, daß dieser Baron Held im Unabhängigkeitskrieg gewesen war, dafür war er zum Baron ernannt worden, denn nach dem Krieg wurden alle Helden reich belohnt, die erhielten Ländereien und Geschenke vom König und Kaiser Dom Pedro.

Aber dieser Baron war sehr grausam. Sein Heldentum im Krieg war, daß er unbeobachtet einen Sklaven mit Namen Inocente umbrachte, und dann hat er sich mit dem Blut von diesem Sklaven eingeschmiert und sich selbst verbunden, um so zu tun, als wäre er in der Schlacht verwundet worden. [Die Macht des Barons nimmt also ihren Anfang mit einem Mord. Wie dieser Baron so kamen auch die meisten anderen Reichen zu ihren Gütern mittels einer Schand- oder Bluttat. Das erzählte Beispiel steht für viele.] Kann man sich so etwas Gräßliches vorstellen, aber genau das hat er getan. Schön, er beschmierte sich mit dem Blut von diesem Sklaven und gab sich als Verwundeter aus. Eine Zeitlang versteckte er sich und dann tauchte er wieder auf und wurde als großer Kriegsheld gefeiert, erhielt noch mehr Geld als er schon vorher hatte, und wurde zum Baron ernannt. Doch da war noch etwas anzumerken, nämlich, als der Sklave Inocente ausblutete, war ein anderer Sklave mit Namen Feliciano dabei, und der erlebte alles mit. Erlebte alles mit, aber als armer Sklave von einem schurkischen Herrn konnte er nichts tun und hielt den Mund. Aber der Baron ließ den Sklaven kommen, und als er kam, befahl er, daß sie ihm die Zunge rauschnitten, damit er niemandem erzählen konnte, was geschehen war. Sie haben ihm die Zunge an der Wurzel abgeschnitten und danach war er nie mehr bei Verstand, nein.

[So wie hier dem Sklaven die Zunge abgeschnitten wird, so wird durch andere Diskurse das epische Gedächtnis verleugnet.]

Schön und gut, darüber wird der Baron immer reicher und reicher, das gesamte Zuckerrohr von Bahia gehört ihm und alle Fische und ich weiß nicht was sonst noch alles, aber seine große Schlechtigkeit geht weiter. Also kommt es, daß er am Vorabend vom Sankt-Antonius-Fest eine Sklavin holen läßt, diese Sklavin ist eine afrikanische Prinzessin von großer Schönheit, und er entjungfert diese Sklavin, nachdem er sie geschlagen hat, wie noch nie jemand in seinen großen Sklavenhütten verprügelt worden ist. Aber er hat nie erfahren, daß diese Sklavin, die sich Adaê nannte, in derselben Nacht schwanger wurde mit einem Kind von ihm. Er erfuhr es weder da noch später, denn er ließ einen freigelassenen Sklaven rufen, dem er traute, und diesem Sklaven befahl er, die Sklavin mitzunehmen, er sollte sie aufziehen oder umbringen, weit weg, in einer anderen Gegend.

Der Baron wurde für seine Schurkerei bestraft. Bald nach dem Tag, an dem er die Sklavin mißbraucht hatte, erschien eine große Bruderschaft in einem Mehlhaus, das auf einer Fazenda stand, angeführt von einem schwarzen Hexenmeister namens Dandao und einem fast zwei Klafter großen Neger namens Bodeao. Diese

beiden Neger von der mächtigen Bruderschaft vom Mehlhaus hatten einen Korb mit vielen Geheimnissen über das Schicksal des Volkes, viele Schutzmittel und viele Vorschriften für Gebete und Zauberwerke. Und mit Hilfe von diesen Gebeten und mit diesen Zauberwerken und auch mit anderen Sachen gelang es ihnen, dem Baron einen bestimmten Trank einzujlösen, und der starb ganz allmählich und das war einer der schlimmsten Tode, die man je in Babia erlebt hat, Pestseuchen eingeschlossen.

Während das geschieht, wird die Sklavin eine große Fischerin unter dem Schutz des freigelassenen Negers, der sie vom Baron bekommen hat. Dieser Neger hat mit allerlei Listen und Kniffen die Weißen hinters Licht geführt, hat sich überall heil aus der Schlinge gezogen, hat Geld zusammengeschart und wurde so langsam, so allmählich richtig wohlhabend, er hatte sein Haus, hatte seine Schnürstiefel, hatte seinen Sonntagsanzug, hatte Essen auf dem Tisch, er war ein wohlhabender Neger. Dann wurde die Tochter von der Fischerin Adaé geboren, die war ja auch Tochter von dem Schlimmen Baron, und der alte Neger gewann sie lieb und zog sie als Enkelin auf, steckte sie in eine Internatsschule, gab ihr alles, was er geben konnte. Die Enkelin wurde ein hübsches Mädchen, eine Mulattin mit grünen Augen, hochgewachsen und schöner, so erzählen sie, als ein Blumengarten und klüger als die Bienen. Aber eines Tages, da geschah es, als sie von einem Fischzug zurückkam, daß acht Weiße sie und ihre Mutter überfielen und sie mißbrauchen wollten. Die Mutter wehrte sich mit einem Fischerknüppel, den hatte sie aus Afrika geerbt und der hieß Oriçanga, und da brachten die Weißen sie mit Messerstichen um und machten sich davon. Die Kleine wurde nie mehr wie früher, sie mußte immer an das Verbrechen denken, und dieses Verbrechen war kein Verbrechen, weil das Gesetz den Totschlag eines Negers nicht bestrafte, und sie fand sich nicht damit ab, daß es keine Gerechtigkeit und keine Freiheit gab. Selbst nachdem die Bruderschaft dafür gesorgt hatte, daß die acht Weißen von einer Meereswooge verschlungen wurden und nie wieder ein Härchen von ihnen gesehen wurde, selbst nach dieser Rache fand sie sich nicht damit ab.

Es ist nicht bekannt, wie sie von der Bruderschaft erfuhr, auch nicht von dem Korb, auch nicht von Dandao und Bodeao. Tatsache ist aber, daß sie davon erfuhr, und als sie davon erfuhr, da tat sie sich mit ihnen zusammen. Der alte Neger war sehr bekümmert - ach, meine Tochter, warum mußt du so etwas tun, läßt deinen alten Großvater im Stich, gibst alle Bebaglichkeit auf, und willst dich dieser Rebellion anschließen? -, aber sie wollte nicht hören - darum geh ich fort, niemand kann mir das ausreden, ich muß meinem Schicksal folgen -, bis der Alte ihr endlich zustimmte und ihr sogar das Geld gab, das er all die Jahre beiseite gelegt hatte. Was geschah mit diesem Mädchen? Sie zog in die Welt hinaus und bekämpfte die Ungerechtigkeit zusammen mit einer Miliz, die sie die Miliz des Volkes nannte. Sie befreite den Neger Bodeao, der in einer mächtigen Festung gefangensaß, die wurde verteidigt von mehr als tausend Soldaten mit Flinten, Bajonetten und Kanonen. Mit ihm zusammen an der Spitze trat sie gegen die Einheiten des Heeres an in vielen Schlachten, die erste fand auf einer großen Insel namens Itaparica statt, aber nicht das Itaparica hier, sondern ein anderes weit weg, eine große Insel, von Salzwasser umgeben, und in dieser Schlacht, da besiegte sie die Militärs, und danach befahl sie, daß die beiden Kommandanten mitten unter dem Fußvolk nackt tanzen sollten. Kein Mensch hat je

erfahren, wo sie sich aufhielt, und auch nicht, was sie als nächstes tun würde, man weiß aber, daß sie das ganze Land durchstreifte und viele Revolutionen anzettelte, von denen nie gesprochen wird. Da gab es nicht wenige Barone und Landbesitzer, die das gleiche Schicksal wie der erste erlebten, und es waren nicht wenige Negersklaven, die befreit wurden. Viele, viele waren das, in der ganzen Gegend dort.

Aber bald merkte sie, daß der Kampf allzu ungleich war und ungleich bleiben würde, wenn es ihr nicht gelang, aller Welt, allem Volk, das unter der Tyrannei des Mächtigen leidet, zu zeigen, daß alle kämpfen müssen, jeder auf seine Weise, um Freiheit und Gerechtigkeit herbeizubringen. Und so ging sie dazu über, außer zu kämpfen, auch noch zu lehren, und da gründete sie viele Schulen fürs Volk mitten im Urwald, in verschiedenen Gegenden und stellte Lehrer an und manchmal erschien sie selbst, um Unterricht zu geben, dabei fing sie jede Schulstunde mit folgendem Satz an: >>Jetzt werde ich euch lehren, Stolz zu haben.<< Die Schwarzen lehrte sie den Stolz, schwarz zu sein mit allem, was zum Schwarzsein gehört, vom Haar bis zur Sprache. Die Indios lehrte sie das gleiche. Das Volk das gleiche, und auch daß in Wirklichkeit Brasilien dem Volk gehörte.

Das machte sie immer verhaßter, und immer, wenn sie eine Schule von ihr entdeckten, haben sie die Lehrer aufgehängt, die Schüler an den Block gefesselt, den Ort verflucht und all das zerstört, was sie aufgebaut hatte. Sie lebte dauernd versteckt vor dem Heer, das ist die schlimmste und mächtigste Polizei von allen. Aber das Volk liebte sie, und wo sie hinkam, überall fand sich ein Unterschlupf für sie, und niemand verriet den Fremden, wo sie sich versteckte, viele hielten sie in all ihrer reinen Schönheit für eine Heilige.

Ob eine Heilige, daß weiß man nicht, man weiß aber, daß sie nur eine große Liebe gehabt hat, nämlich für einen Offizier aus dem Heer, der nie gegen das Volk kämpfen wollte, und als er sie traf, da fühlte er, daß ihre Seelen verschwistert waren und ihre Herzen in Harmonie vereint und er schlug ihr vor, sie sollte seine ange- traute Ehefrau werden. Sie, die ihn leidenschaftlich liebte, vergoß ganze Tränenströme vor Traurigkeit. Nicht etwa, weil sie viel älter war als er, auch nicht, weil sie ein Mischling war, es hatte einen wirklichen Grund, warum sie nicht einwilligen konnte, wegen ihrer hohen Sendung konnte sie es nicht. Sie sagte zu dem Offizier:

>>Ich gebe nicht mit dir, mein Herz ist in tausend Scherben zersprungen, ein Stachel durchbohrt meine Brust mit unermesslicher Qual, ein Pferdehuf zertrampelt mir das Hirn, Tränen habe ich in jedem Auge, genug, um einen Eimer zum Überlaufen zu bringen. Ich kann nicht mitgehen, und immerfort werde ich weinen, weil ich meine Seele dem Volk geschenkt habe und sie nicht meinem Mann schenken kann.<<

Von diesem Tag an, heißt es, ist ihr Lachen, das wegen seiner Fröhlichkeit bekannt gewesen war, nur mehr selten gehört worden. Aber deshalb hat sie ihr Ideal nicht aufgegeben, wenn auch manch einer glaubte, sie wär wahnsinnig geworden. Es kam die Sklavenbefreiung, und sie predigte, die befreit überhaupt keine Sklaven, das Volk kann nichts Gutes von oben erwarten, und wenn sie den Sklaven die Freiheit geschenkt haben, dann weil es im Interesse der Oberen liegt, und dem Volk kann das nichts Gutes verheißen. Es kam die Republik, und sie predigte, das käme aufs Gleiche heraus, weder König noch Präsident dächten ans Volk, das müßte sich

sogar auf ein schlimmeres Leben gefaßt machen. Was tatsächlich auch eintrat, und nachher sah man das deutlich; die Dürre wurde schlimmer, das Land wurde den Armen weggenommen, die Sklaverei war ärger als je zuvor, wer am Ort die Macht hatte, hatte mehr zu sagen als der Kaiser von Rom, das Volk ließ den Kopf hängen, die nichts hatten, wurden immer ärmer, und die alles hatten immer reicher, drum hieß es, die Republik hat das Gesetz des Teufels gebracht.

Nun zog Maria da Fé - das war der Name der großen Kriegerin - mit ihren Milizsoldaten in den Sertao, denn sie hatte gehört, im Sertao hausten viele rebellische Leute, die bereit waren für den Kampf gegen die Tyrannei. Und hier im Sertao weiß man, daß sie immer wieder auftauchte, mal hier, mal dort, manchmal im Kampf gegen Ungerechtigkeit, wann immer sie konnte, manchmal, um die Bruderschaft des Mehlhauses und den Stolz zu verkünden. Häufig versuchte sie, die Aufständischen, die in der Caatinga lebten, zusammenzubringen, damit sie gemeinsam kämpften, aber das wurde immer schwieriger, denn sie wurde von der ganzen Polizei gejagt, von den Mächtigen, von den Gutsberren und von all denen, die sich durch ihre Aktionen bedrängt fühlten. Aber sie hat das Kämpfen nicht aufgegeben, und hier genau an diesem Ort, wo wir jetzt sind, in dem Haus, das dem Cescêno Andrade gehört hat, einem Urwaldhauptmann, Befehlshaber von Jagunços und Gutsbesitzer, stecken ihre Kugelschüsse noch in den Mauern, von damals, als sie den Aufstand der Kleinpächter gegen ihn unterstützte und gesiegt hat, obwohl, nachdem sie abgezogen war, da ist eine starke Truppe angerückt, die hat alle Kleinpächter umgebracht, und sie mußten ihre eigenen Gräber ausheben, und den Tapfersten haben sie die Köpfe abgeschlagen, um sie dem Volk vorzuzeigen. Darum hieß der Ort hier Andrades Ruine, darum hat auch niemand mehr hier etwas angepflanzt oder Vieh gehalten, und heute ist es ein verhexter Ort geworden, wo Tag und Nacht die Seelen der Guten gegen die Seelen der Bösen kämpfen.

Niemand weiß, wo Maria da Fé heute umgeht oder was sie jetzt treibt. Man weiß aber, daß sie, wie das >>Glauben<< in ihrem Namen sagt, fest daran glaubt, daß sie eines Tages siegen wird, vielleicht nicht sie selbst, dann aber durch einen, der ihre Ideen und Tapferkeit erbt und sie glaubt, das werden viele sein. Weil sie bald nach der Unabhängigkeit geboren wurde, muß sie schon alt sein, denn bisher hat ihr niemand den Kopf abhacken können. Und vielleicht ist sie gar nicht so alt, denn das Volk weiß, daß sie nur jedes vierte Jahr Geburtstag feiert, weil sie doch an einem 29. Februar geboren wurde.

>>Vielleicht ist sie sogar hier<<, sagte der Alte, stülpte die Lippen vor und ließ den Kopf langsam kreisen, als versuchte er mit seinen milchigen Augen zu sehen. >>Denn heute ist der 29. Februar, darum habe ich auch diese Geschichte ausgesucht, um sie euch zu erzählen.<<"

Der Leser des Romans weiß natürlich, daß viele Einzelheiten von Faustinos Geschichte nicht der "Wahrheit" entsprechen, aber das Hauptsächliche stimmt doch mit dieser überein. Unstimmigkeiten kommen durch das Weitergeben der Geschichte zustande.

Wichtig ist diese Passage für uns aber aus einem anderen Grund. Sie stellt so etwas wie eine 'im Roman erzählte Inhaltsangabe' des Romans dar. Das Schwergewicht bei der Erzählung

Faustions liegt auch auf der Geschichte der Erniedrigungen, der Unterdrückungen und der Ohnmacht des Volkes, das sich - so scheint es - nur untergründig gegen die es überwältigende Macht wehren kann.

Als Formen der Gewalt erkennt man die schon bekannte Palette wieder:

Frauen werden vergewaltigt, Neger geschlagen und gepeinigt, eine mächtige Zensur ist am Werke, das Militär und die Polizei werden be(ge)nutzt, um Macht zu erhalten und nicht, um Rechte aufrecht zu erhalten. Einen Teil der von Faustino erzählten Geschichte wollen wir uns im Detail anschauen.

Bevor am 12.Juni 1827 auf der 'Walfängerstation-zum Guten Jesus' Perilo Ambrosio die Negerin Daê, >eher bekannt als Venancia, vergewaltigte<, vergleicht der Erzähler das Liebespiel der Wale mit dem der Fische. Ein solcher Vergleich liegt nahe, denn die Menschen in diesem Teil der Welt kennen die Wale. Die >Wale....begatten sich nicht wie Fische.< Die Fische..>berühren sich nicht, sie erkennen sich nicht, sie bekommen Junge wie Sandkörner und fressen sie gelegentlich ohne Gemütsbewegung auf. Nicht aber der Wal, der erst einmal singt und pfeift, wenn er sich verliebt..< Sie schwimmen und wühlen das Wasser und dann >ist es nicht einer, es sind zwei. Sie kommen so dicht und im Gleichklang daher, daß sie wie ein einziges Tier erscheinen.< Sie spielen miteinander. >Und plötzlich singen er und sie gemeinsam, schlagen Kapriolen auf der Gischt, zappeln mit hochgewandtem Bauch, wälzen sich, verschwinden, tauchen erneut auf, verschwinden wieder, schießen, sich wälzend und einander umarmend, in die Tiefe, und dort drunten lieben sie sich so heftig, daß sie nicht mehr an sich halten können. dicht ihm zugewandt bestaunt die Walin den großen farbigen Pfeiler, der wie ein Maibaum aus seinen Bauchfalten aufragt, die Falten des Weibchens erblühen in pulsierendem Rot, Purpur, Weiß und Violett, und so - ein Meerbeben, das die Wellen aufwühlt, ein Felsbuckel, der mitten in der Bucht auftaucht, ein Wasserkamm, der tausendfach flimmert - brechen sie diesmal gemeinsam aus der Tiefe des Meeres empor, Gesicht an Gesicht geschmiegt und umschlungen, ihre Lieder verwandelt zu Aufschrei und Gelächter und ihre Dampfkränze zitternd von neuen Tropfen.<

Dieses Liebesfest der Wale, das >sich manchmal über Tage hinzieht<, kennt Vevé gut, sie hatte es >froh und neugierig schon so oft erlebt.<.

Nach diesem Erlebnis träumt sie von dem Zusammensein mit ihrem Geliebten Custodio. Sie ist so fasziniert von dem Bild der sich liebenden Wale, daß sie sich vorstellt, sie und Custodio seien >zwei Riesenfische, die sich mitten im Ozean den Hof machten.< Aber ihr und Custodio steht nicht die Weite des Ozeans zur Verfügung. Beide sind sie Sklaven. Ihr bleibt nur die Phantasie, in der sie sich ausmalt, wie das Beisammensein mit Custodio sein

könnte: >Und sie hätten auch sehr wohl wie diese Fische sein und nackt im Seichtwasser der flachen Sandbank spielen können, hätten auch ihre Kränze flechten, sich frei im Wasser und außerhalb lieben können in den Nächten, in denen die Wellen stärker phosphoreszieren und, wo sie aufbränden, wie flüssiges Licht sind. Und wenn sie die Wale beim Liebesspiel sah oder den hochgewachsenen, muskulösen Custodio anblickte, seine starken Beine unter der tropfnassen Hose sah, den gewölbten, wohlgeformten Hintern, alle die Rundungen, die sie kannte und nicht kannte, da hatte sie ihren Körper erzittern gefühlt wie die Haut eines fliegenverscheuchenden Pferdes und hatte sich lange Zeit, manchmal die ganze Nacht, wenn sie sich auf ihrer Matte wälzte, ausgemalt, wie sie zu ihm hinschlich, ihn schlafend überraschte und Dinge mit ihm trieb - was für Dinge, wußte sie nicht, doch sie wußte, daß sie mit der Hand über seine Haut und nicht über seine Kleider streichen, daß sie ihn entdecken und enthüllen wollte und daß sie, wenn sie so phantasierte, sich wünschte, er möge nicht gleich bei ihrer Ankunft aufwachen; sie wollte ihn ... warm und voller Leben, sie wollte sehen, ob seine von ihren Fingerspitzen berührte Haut erschauerte, sie wollte aber nicht, daß er sofort aufwachte; sie wollte ihn lieber ein Weilchen genießen, so hilflos und wunderschön wie ein Kind läge er da, sie wollte ihn anschauen und nur mit sich selbst die laue Nähe feiern, die ihren Pulsschlag erhöhte, und wenn er erwachte, würde er sie bereits entspannt und still vorfinden, und sie wußte, daß sie dann feucht zwischen den Beinen sein würde und sie ihm öffnen würde, damit er mit Sanftheit in sie eindringen könnte, denn das würde er, mit behutsamer liebender Kraft, mit dem Wunsch, in den Himmel aufzusteigen, der sie beide überwältigen würde, so eins geworden wie die großen Fische, die sich gleichfalls in den Raum aufschwingen.<

Für Vevé ist das Liebesspiel der Wale geprägt von Sanftheit und von Freiheit. So wie dieses stellt sie sich auch ihr Zusammensein mit Custodio vor. In ihrer Phantasie sind sie in diesem Augenblick der Liebe frei und ihnen steht eine Weite und Tiefe zu Verfügung wie den Walen. Die Tiefe, in die die Wale abtauchen, ist ein Bild für die mögliche Intensität der Liebe zwischen diesen beiden Menschen. Sie fühlt sich bereit Custodio zu lieben und sie will sich ihm freiwillig geben.

Doch ihr Wunsch findet keine Erfüllung; sie wird ihrer schönen, zarten Phantasien durch die gewalttätige Realität in Gestalt des Barons Perilo Ambrosio beraubt. Dieser benutzt und vergewaltigt sie auf bestialische Weise. Wie Vevé sich ein gefühlvolle und zarte Liebe ausmalt, die auf freiwilliger Hingabe beruht, so malt sich der Baron die Vergewaltigung aus: >Er stellte sich vor wie er schließlich die kleine Negerin Vevé packte und sie wortlos aufs Bett warf, ihre Beine auseinanderschob und ihr unmißverständlich zu verstehen gab, daß sie sich nicht

rühren dürfe, wie er... sie mit einem einzigen Ruck entjungferte, darauf wartete, daß sie vor Schmerzen winselte, um ihre Bewegungen mit einer lähmenden Umarmung zu vereiteln, wie er jedes Aufplatzen von Haut oder Knirschen von Knorpeln spürte, vorausahnte, ob sie glatt oder eng war, und ihr Knie hochriß, ihr alles mit einem rüden Stoß, der sie fast ans Kopfende des Bettes schleuderte, hineinstopfte, und nachdem er in sie eingedrungen war, bis ihre Knochen gegen seine Fettpolster drückten, mit kurzen Degenstößen nachstieß, als wollte er sie durchbohren, sie aufspießen, sie gänzlich durchrammen, damit sie stürbe mit zerfetzten Eingeweiden, stürbe genau in dem Augenblick, in dem er, fast ohne daß sonst noch irgendeine Bewegung erforderlich wäre, in ihr seinen Orgasmus erlebte, er, der Herrscher, der absolute Herrscher über alles, um danach aufzustehen und Blut und Schleim an ihrem Hemd abzuwischen. Noch war das nicht geschehen, es würde aber geschehen, er hatte angeordnet, daß alles getan würde, damit er die kleine Negerin Vevé bekäme, er wollte nur nicht, daß man es ihr sagte,..., hauptsächlich, weil er nicht das auf Vergnügen verzichten wollte, plötzlich vor der kleinen Negerin zu erscheinen und wortlos die Kleider abzulegen, um sich an der Angst oder dem Entsetzen in ihrem Gesicht zu weiden, wenn sie aus seiner Hose das Werkzeug ihrer Unterwerfung herausquellen sähe.....<

Die Szene der Vergewaltigung, die in dieser Phantasie des Barons schon beschrieben ist, wird weitererzählt aus der Perspektive Vevés, und zwar nachdem sie ihre Phantasien über das Liebesspiel der Wale hatte.

Die Negerin, die erniedrigt wurde, fühlt sich voll von >Ekel und Schamgefühl - und nichts, nichts, nichts, denn auf der Welt gab es nur nichts, nichts, nichts, und der Brechreiz, der ihr den Bauch zusammensog und ihr den von Krämpfen zuckenden Magen bis in die Kehle hochstieß, und der Haß, der ihren Kopf mit blindmachenden Schmerzen dröhnen ließ, und die Gewißheit, daß nichts, nichts, nichts sie je reinigen würde, kein Wasser, kein Blut, kein Sandpapier, über den ganzen Leib geschmirgelt, nichts, überhaupt gar nichts!< Sie wird von einem auf den anderen Augenblick zu einer anderen, einer gebrochenen Person. Sie findet ihre Lebensfreude nicht wieder, ist aber nicht kraftlos.

Als ihre aus der Vergewaltigung hervorgegangene Tochter mißhandelt werden soll, wehrt sie, die zu einer Fischerin geworden ist, sich mit den Worten: >"Nein, diesmal nicht!" .. Sie ließ ihren über die Schulter hängenden Proviantstasche fallen, holte ihre Fischkeule hervor und ging mit dem über dem Kopf geschwenkten Knüppel auf sie los.< Die Männer gingen auf Vevé los und ihre Tochter Dafé >konnte von dem Vorgefallenen nie etwas erzählen, konnte sich gar nicht recht daran erinnern.<

Das gleiche Schicksal, das die Mutter erleidet, erleidet auch ihre Tochter. Nur diesmal ist der Vergewaltiger nicht ein allmächtiger Baron, sondern junge weiße Lümmel, die meinen sich alles herausnehmen zu können, weil sie weiß sind und Söhne von nicht unbedeutenden Persönlichkeiten.

Aber nicht nur die Körper der Frauen werden mißbraucht, nicht nur in ihren Seelen finden sich Spuren der erlittenen Erniedrigungen, auch die Männer werden auf grausame Art und Weise mißhandelt.

Einer dieser Männer will sogar eine Rede halten über die am Volk verübte Gewalt. Es ist 1977. "Wird Stalin José seine Rede halten? Wird er ausführen, was er versprochen hat - [...] - und in einer Stehgreifansprache die Korruption der herrschenden Klasse anprangern, die Blutsaugerei der multinationalen Konzerne, den amerikanischen Imperialismus und die Gewalttätigkeit der Diktatur, die das brasilianische Volk niedertrampelt? Wird er von neuem die anwesenden und vertretenen öffentlichen Institutionen anklagen, und wird er wiederum vom nationalen Sicherheitsgesetz erfaßt und in den Knast gesteckt, um Ohrfeigen, Tritte in die Eier, Stockschläge auf die Fußsohlen und >>Telefonanrufe<< mit gewölbter Hand auf beide Ohren einzustecken, während er kopfunter in der >>Papageienschaukel<< hing? Genügt es nicht, daß er von dergleichen Leibesübungen bereits lahm und schwerhörig geworden ist, abgesehen davon, daß er - so wird gemunkelt - eine Gummihose tragen muß, weil er nach den Elektroschocks den Urin nicht mehr halten kann? Genügt es nicht, daß im Jahre 38, oder vielleicht 39, Getulios Vargas seinen Vater, den alten Erzkommunisten Schaueremann Teodomiro, durch einen Geheimagenten namens Luiz der Hammer erdrosseln ließ, der prahlte, mehr als zehn Kommunisten mit bloßen Händen erwürgt zu haben? Und daß seine Nichte, Tochter seiner Schwester, die verhaftet wurde, weil sie in einem Kombi mit einem Subversiven geflirtet hatte, von sechs Männern vergewaltigt und danach tot auf den Strand geworfen wurde, daß ihre Todesursache aber offiziell als >>Tod durch Ertrinken<< bescheinigt wurde? Eine verrückte Familie, das kam vom Alten her, und er selbst war noch verrückter als der Alte. Wozu muß er in diesen Zeiten wie diesen noch immer die Leute herausfordern? Wohin soll das führen? Das System ist fest verankert, die Streitkräfte sind fest zusammengeschweißt, und sie warnen die Nation vor aufrührerischem Extremismus und vor den Minderheiten, die das Chaos herbeiführen wollen, das das Einsickern exotischer Ideologien begünstigt, die so ganz im Widerspruch zu den Traditionen der Ordnung und Friedfertigkeit des brasilianischen Volkes stehen, wir leben doch mitten in einer Demokratie, wozu also das alles? Aber Stalin José ist wirklich ziemlich plemplem und behauptet steif und

fest, daß er sprechen wird, er sagt, lieber stirbt er, als daß er den Mund hält. Ob er wirklich sprechen wird?"

Es gibt also Menschen, die die an Menschen verübte Gewalt und Willkür öffentlich machen, darüber reden wollen. Doch sie leben ständig in der Angst, dieser Gewalt ausgeliefert zu werden, in das Räderwerk der Gewalt zu geraten.

Waren es in vergangenen Zeiten die Barone, die eine uneingeschränkte Macht inne hatten, so sind es jetzt die Militärs und die Polizei. Natürlich stehen im Hintergrund bestimmte Drahtzieher, die Großgrundbesitzer und die, die ihr Kapital in der Industrie arbeiten lassen. Es gibt also nach wie vor eine Zwei-Klassen-Gesellschaft: Hier die Reichen, die die Macht und Verfügungsgewalt haben; dort die Armen, die ehemals Sklaven waren und jetzt ein beliebig verfügbares Potential an Arbeitskraft darstellt, das ohne Rechte ist. Die Arbeiter bilden eine funktionable und disponible Größe: wenn man sie braucht, stehen sie in (Hunger)Lohn; braucht man sie nicht mehr, stehen sie auf der Straße, bilden die Bevölkerung der Slums in den großen Städten.

Wesentlicher Faktor, der dieses Regime stützt, ist das Militär.

Neben Darstellungen der an Menschen verübten Gewalt, denen beliebig viele zu den hier geschilderten hinzugefügt werden können, stehen Schilderungen des Militärs und der Macht im Zentrum der lateinamerikanischen Literatur.

Diese Schilderungen stehen natürlich in Zusammenhang mit den Szenen der Gewalt.

Waren es früher die Landbarone, die die meiste Macht hatten, so sind es in unseren Tagen die Industriellen und Banker. Es geht bei der Macht um die "Logik der Finanzen, deren wichtigste Voraussetzung die Tatsache sei, daß die, welche die Macht innehaben, unfehlbar alles tun, um dauerhaft über diese Macht zu verfügen, und alles, um dieses dauerhafte Halten der Macht zu rechtfertigen. Und die Rechtfertigung ist nötig, weil sie sich während der Dauer ihrer Macht bereichern. Und solche Selbstbereicherung ist etwas Generöses, sie steht in Wahrheit allen offen; allen, versteht sich, die Augen im Kopf haben. In den Fragen der öffentlichen Finanzen, dozierte er, mit geschlossenen Augen lächelnd, gilt mehr als auf jedem anderen Gebiet die alte Lebensregel: *Cui prodest?* Wer zieht Nutzen daraus, wer erzielt Vorteil? Jede Maßnahme auf dem Gebiet der öffentlichen Finanzen bringt jemandem Nutzen, gleichgültig, in welcher teuflischer Tarnung dies vor sich gehen mag, was meistens gar nicht der Fall ist, denn wer am Schalthebel der Macht sitzt, legt seine höchste Kunst darein, diejenigen, die nicht an der Macht sind, glauben zu lassen, daß die, die an der Macht sind, alles im Interesse derer tun,

die nicht an der Macht sind." Und glauben die, die nicht an der Macht sind, daß diejenigen, die an der Macht sind, sich für ihre Interessen einsetzen, dann wird ihnen dieser Glaube auf eindrucksvolle Weise eingebleut, nämlich mittels des Militärs, in das freilich keine Männer aus guten Familien passen. Man gibt den anderen, weniger bemittelten Menschen ein Gefühl von Macht, in dem man sie in eine Uniform steckt; freilich stammen die Offiziere aus besserem Hause. Dies obwohl "Das Heer () keine ehrenvolle Beschäftigung (ist), noch paßt sie für einen Mann aus gutem Hause, das ist etwas für das ewige Treibgut, den Abschaum der Nation, wie wir es jede Minute nur allzu deutlich vor Augen haben. Nicht einmal seine Polizeifunktion erfüllt es zufriedenstellend (der Dialog findet 1853 statt), da sich die >Soldaten mehr mit Meuterern beschäftigen als mit sonstwas, kein Wunder bei dieser Horde von gewaltsam angeheuerten oder von den Musteragenten zu lächerlichen fünf Milreis verschachtelten Lumpen, den verlotterten Bataillonen untauglicher Freigelassener, entflohener Sklaven und übelbelemundeter Ausländer. Selbst im Offizierskorps ist nicht einer aus illustrierter oder angesehener Familie bekannt, kein Aristokrat wird eine Uniform in der Familie akzeptieren. Aber es gibt Extremfälle, und für Extremfälle gibt es extreme Anzeichen..." Das Heer ist schlecht beleumundet in dieser Zeit. 1866 wird über es folgendermaßen geurteilt: "Das Heer ist immer eine krakeelende Bande von Lumpenkerlen gewesen, unter dem Kommando von Ausländern, die alles hier verachten,.... . Das Heer, das aus Leuten aus dem Volk besteht, ist immer die schlimmste Waffe gegen das Volk gewesen, noch schlimmer als die Polizei, schlimmer als die Inquisition. Und dennoch, die Mächtigen behandeln das Militär verächtlich, sie empfangen die Soldaten nicht in ihren Herrenhäusern, wollen ihre Töchter nicht mit ihnen verheiraten, sehen ihre Söhne nicht gern in ihrer Gesellschaft. Vielleicht begreift das Heer jetzt, wo es sich für die opfert, die sie aus der Ferne kritisieren und ihnen unausführbare Befehle schicken, vielleicht begreift es jetzt, daß es nicht den Herren gehört, sondern dem Volk, es ist nicht die Nationalgarde, sondern die Volksgarde, *es ist keine Waffe gegen das Volk, sondern Waffe für das Volk.*"

Wie auch das Militär mißbraucht werden kann, liest man am Ende des Romans. Man schreibt das Jahr 1939 und ein General erzählt eine Geschichte:

">>Ich wollte euch ein paar Geschichten erzählen<<, sagte er mit leiserer Stimme als zuvor. Ein kleiner Junge, der ihn eindringlich musterte und zugleich den Tränen nahe schien, rannte ins Haus und rief mehr Leute, die die Geschichten des Generals anhören sollten (man weiß ja nie, vielleicht kann man etwas aus diesen lernen), der General würde Geschichten erzählen, und was für Geschichten hatte er nicht zu erzählen! Aber der General, den Kopf neigend, als bäuge er etwas in seinem Inneren, sagte nein, er habe sich nur mit dem Gedanken getragen,

Geschichten zu erzählen, habe aber immer gewußt, daß er sie nicht erzählen würde, nie würde er Geschichten erzählen, das würden andere tun, immer würde jemand da sein, um Geschichten zu erzählen. Er wollte, fuhr er mit immer dünner werdender Stimme fort, etwas über das brasilianische Volk sagen, hatte er doch viel vom brasilianischen Volk gelernt und wußte daher etwas vom brasilianischen Volk. Er konnte aber nicht darüber sprechen, denn das war ein Leben, und ein Leben kann man nur leben, aber nicht erzählen."

Es wird u.a. von seinem Beruf erzählt:

"Er war nicht einmal über den Beruf glücklich, den sie für ihn gewählt hatten, der dann aber Teil von ihm wurde, und zwar deshalb, weil es ihm nie gelungen war, ein brasilianischer Soldat zu sein -...- ein wahrer brasilianischer Soldat, ein Soldat des Volkes, ein Soldat mit dem Volk, ein Soldat, der nicht dem Volk befiehlt,..... der das Volk nicht tötet,....der nicht haßt,...der sich angesichts von Hunger und Unterdrückung schämt,...der sich schämt, Polizist der Regierung gegen das Volk zu sein,dieser Soldat zu sein, war ihm nicht gelungen...gelungen war ihnen nur, viel zu leiden, meist unter dem Schweigen.... Ob der Tag einst käme,.... an dem sie Angst haben würden, in Uniform auf die Straße zu gehen, es sei denn sie waren im Dienst? Nein, Angst nicht, weil sie Macht, viel mehr Macht haben, als sie haben dürften, sie würden keinerlei Angst haben. Scham? Ja, Scham, nicht eigentlich wegen der Uniform, denn es gab welche, die sie ehrten. Aber eine feinere Scham, eine verdeckte und verräterische Scham nämlich, die Scham darüber, daß die anderen sie nicht als gleichgestellt ansahen und behandelten. Denn wer eine Uniform anlegt, der weiß, daß er einschüchtert; wer eine Uniform anlegt, der weiß nie, ob er gut behandelt wird, weil man ihn mag, oder weil man Angst vor ihm hat und glaubt, man müßte ihm gefallen. Und er weiß, daß er Angst einflößt, weil die Uniform viel zu oft mißbraucht wurde, vielleicht sogar von ihm selbst. Diese Scham ist da, weil die Soldaten immer mehr zu Bevormundern und Tyrannen werden, eine Scham, die weiter zunehmen wird, weil Macht immer mehr Macht will, und hassenswerte Macht sich nur durch die Vermehrung der Scham erhält. Schlimmer noch: Mit all dieser Macht, die immer einen bitteren Beigeschmack hat und nur schales Glück hervorbringen wird, werden sie in Wahrheit keine Herren, sondern nur die Aufpasser ihres eigenen Volkes sein, werden verführt sein von falschen Ehren und Brosamen vom Tisch der Reichen und Aristokraten, deren Leben sie nie werden kennenlernen können. Knechte, höhergestellte Knechte, aber Knechte....."

Wie an diesen letzten Zitaten eindrucksvoll gezeigt, ist dieser Roman einer, der die Frage der Macht stellt. Eine Frage, die sich in Lateinamerika mit seinen auf Tradition fußenden Machtstrukturen, mit Nachdruck stellt.

Daß es die gewachsenen Strukturen der Macht sind, die eine fortschrittliche, aufgeklärte und liberale Entwicklung des Landes blockieren, wird auch deutlich an einem Problem, das außerhalb des Horizontes des Romans liegt und nur angedeutet werden soll. Man darf vermuten, daß, wenn weniger mächtige Interessen als die der Reichen im Spiele wären, eine ökologische Krise in Brasilien verhindert werden könnte.

Auch hier wird - wie im Roman - ständig gegen die vitalen Interessen der Menschen gehandelt.